Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 4

Artikel: Zur Erneuerung des Notenmonopols

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634821

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

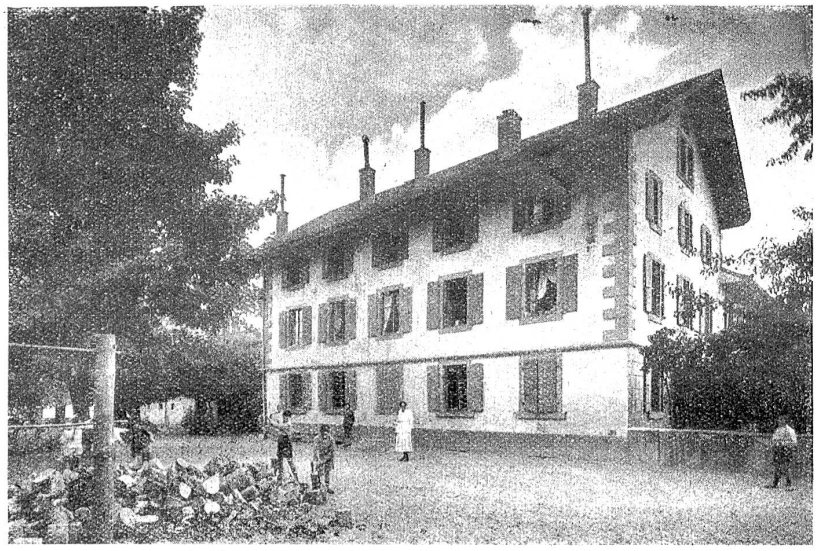
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Das Knabenhaus der armenischen Heimstätte in Begnins bei Nyon 50 Waisenkinder, die aus den Schrecknissen des griechisch-türkischen Krieges errettet werden konnten, werden hier in den Traditionen ihres Volkes erzogen.

mit 400 Köpfen an. Diese 400 waren fast alle krank oder vor Hunger dem Sterben nahe.

In Urfa hatte ich Verwandte. Zu ihnen wollte ich mich flüchten. Deshalb erspähte ich einen günstigen Augenblick, mich von der Karawane zu entfernen. Es gelang mir auch. Allein auf dem Wege ergriff mich ein Türke, der mich in eine nahe Höhle schleppen wollte. In meiner Angst nahm ich meine letzte Geldrolle hervor und gab sie dem Wüstling, indem ich sagte, sie enthielte 50 Goldstücke. Erstaunt hierüber ließ er mich los, und ich floh der Karawane nach. Es waren aber nur 50 Viertelmedjidiehs (Silberfranken) gewesen. An einem der folgenden Tage hatte ich Tote zu begraben, dabei gelang es mir, in das deutsche Missionsspital zu entweichen.

Als jedoch die Bevölkerung später auch aus dem Spital abtransportiert wurde, mußte ich aufs neue wandern. Bis nach Akdjèkalé wurden alle aus den Missionshäusern fortgeführten Frauen und Kinder gut behandelt. Der Typhus wurde bald für viele ein barmherziger Erlöser. Wer aber nicht von ihm befallen wurde, mußte weiter wandern. Wer auf dem Wege krank wurde, blieb am Wegrande liegen.

Ich mußte auch mit nach Rakka wandern. Schauerlich war diese Reise. Es gab nichts zu essen, nichts zu trinken. Nach vielen Tagen erst sahen wir die Stadt Rakka aus weiter Entfernung winken. Dort hofften wir uns in den Fluß werfen zu können. Allein ganz dicht vor der Stadt hieß es plötzlich, wir dürften wieder nach Urfa zurückkehren; der Sultan habe uns begnadigt. Eine letzte Hoffnung peitschte unsere todesmatten Herzen wieder auf. Aber nur wenige sind bis Akdjèdalé wieder zurückgelangt. Dort wurde ich krank. Die anderen kamen bis in die Nähe Urfas, als aber die Stadt in der Ferne sichtbar wurde, mußten sie wieder nach Rakka zurückkehren. Grauenvoll war das. Als ich in meiner Krankheit wieder erwachte, befand ich mich in einem Araberhause. Ich wurde sehr gut verpflegt, und als ich wieder einige Schritte zu gehen vermochte, nahm mich der Araber und brachte mich auf einem Esel in das Spital zurück nach Urfa."....

(Schluß folgt.)

Zur Erneuerung des Notenmonopols.*)

Zurzeit spielt sich in der Welt ein Kampf ab, von dem die wenigsten Leute eine Ahnung haben, der aber, einmal begonnen, immer weitere und weitere Kreise ergreifen wird und „die gefährlichste aller Revolutionen bedeutet". — (Dies der Ausdruck eines amerikanischen Multimillionärs!)

Wie liegen die Dinge? — Nun, so gefährlich, wie sie Morgan erscheinen mag, ist die Sache für den gewöhnlichen Bürger nicht. Als kürzlich der Bundesrat durch eine offizielle Eingabe gewisser Interessenverbände zu einer aktiven Währungspolitik aufgefordert wurde, wurde dies von der schweizerischen Oeffentlichkeit kaum beachtet; und doch war es ein Vorstoß im Sinne der oben erwähnten „gefährlichsten aller Revolutionen". Der Bundesrat hat auf die Eingabe am 23. Dezember folgendes erwidert: „Die Frage ist heute durchaus berechtigt, ob es sich empfiehlt, zur Goldwährung zurückzukehren oder auf anderem Wege zu versuchen, die in- und ausländische Kaufkraft des Geldes zu festigen."

Die Unterzeichner der Eingabe und mit ihnen viele andere sind jedoch der Meinung, daß eine Festigung der Kaufkraft des Geldes mit dem Golde nicht zu erreichen ist, und sie verlangen die Ausschaltung des Goldes als Tauschmittel. Und dies ist die Revolution, vor der sich die amerikanischen Multimillionäre fürchten.

Aus welchen Gründen? — Erstens würde das Gold sofort im Werte sinken, wenn es nicht mehr von aller Herren Länder gegen Waren und Arbeitsleistungen angekauft und entweder in die Gewölbe der Notenbanken gelegt oder als Münze ausgeprägt würde. Das liegt natürlich den Minenbesitzern und den Besitzern der gewaltigen Goldvorräte in den Vereinigten Staaten schon gar nicht. Sodann ist es den Besitzern der Goldvorräte möglich, die Warenpreise allesamt zu heben oder zu senken, je nachdem sie viel oder wenig Gold in den Verkehr einfließen lassen. Denn, so kam die eidgenössische Währungskommission zum einstimmigen Schluß: Die Warenpreise sind abhängig von der in Verkehr gesetzten Geldmenge, — eine Folgerung, deren Richtigkeit seit 1914 nach und nach jedermann erkannt hat. Diese Macht über die Warenpreise geben die Goldbesitzer nicht gerne aus der Hand, da sie ihnen ungeheure Spekulationen in allen Ländern der Erde möglich macht. Endlich hat das Gold Eigenschaften, die es allen andern Waren überlegen machen, vor allem die der Dauer. Und das, schreibt R. H. Francé, ist die Ursache, warum es so mächtig ist. Es ist „der Riegel des Marktes", sagte schon Proudhon; denn wenn sich das Gold weigert, die Waren auszutauschen, dann stockt der Handel. Diese Machtstellung des Goldes und des ihm nachgemachten Geldes überhaupt ist die Ursache des Zinses. Schon Karl Bürkli, der alte Zürcher Demokrat, hatte eine Ahnung von diesen Zusammenhängen — aber auch schon die alten Griechen wußten darum. „Ehret Lykurg, so sagte der berühmte Mathematiker Pythagoras, ehret Lykurg, er ächtete Gold und Silber, die Ursache aller Verbrechen." Streikt das Geld, dann entsteht eine Absatzstockung; eine Verminderung der Arbeitsgelegenheiten ist die Folge und weiter eine Verarmung der Volkswirtschaft: die Kapitalien, d. h. die Ersparnisse müssen angegriffen werden. Jede Verminderung der Kapitalien aber bedeutet eine Steigerung des Zinsfußes. Wird aber einmal durch die Arbeit aller der Kapitalmangel behoben und beginnt das vermehrte Kapitalangebot den Zinsfuß zu drücken, so setzt automatisch wieder der Streik des Goldes ein, das eben streiken kann, weil es nicht der Zerstörung ausgesetzt ist, wie die allermeisten Waren es sind.

Die Zusammenhänge sind damit klar: die feste Währung ohne Gold, nur durch eine vernünftig dosierte Notenausgabe würde den Goldpreis sofort ganz gewaltig senken,

*) Man vergleiche den Aufsatz über „Die schweizerische Nationalbank" im Jahrgang 1923, S. 183 f.

würde die internationale Hochfinanz jeden Einflusses auf die Schweizer Währung berauben und nach und nach den Zinsfuß infolge des vermehrten Kapitalangebotes drücken. Seine Grenze findet der Druck auf den Zinsfuß an der Vorzugsstellung des Geldes gegenüber den Waren. —

Beinahe zur gleichen Zeit wie sich der Bundesrat mit dem Grütliverein auseinandersetzte und dabei bemerkenswerte Konzessionen an dessen Ansichten machte — er übernahm z. B. die vom Finanzdepartement unter Herrn Motta seinerzeit als unrichtig abgelehnte Währungstheorie (bereinigte Quantitätstheorie von Dr. Th. Christen) — fand in der Aktionärversammlung der Nationalbank eine heftige Auseinandersetzung statt zwischen der Bankleitung und einem Kreis von Aktionären, die folgenden Antrag eingebracht hatten: „Die Schweizerische Nationalbank übernimmt die Notenausgabe ab 1927 für weitere 10 Jahre, jedoch mit der Verpflichtung, den Notenumlauf künftig so zu regeln, daß die Kaufkraft des Schweizerfrankens stets die gleiche bleibt. Als Maßstab der Kaufkraft gilt der Großhandelsindex, wie er von Dr. J. Lorenz errechnet wird."

Mit 72 gegen 11 Stimmen unterlag der Antrag; aber manch einer unter den Aktionären mag sich insgeheim gesagt haben, daß dieser Antrag angesichts der Geldentwertung, die seit 1914 platzgegriffen hat und die der gewaltigen Gold- und Silberanhäufung in der Schweiz zuzuschreiben ist (1914: 170 Millionen, 1920: 650 Millionen!) nicht ohne tiefe Berechtigung wäre.

So geht „der Freiheitskampf des 20. Jahrhunderts" weiter. Immer größere Volksschichten beginnen sich mit der Währungsfrage zu beschäftigen, mit der sich bis vor 10 Jahren niemand als einige Theoretiker und die Vorposten der Neu-Physiokraten um Gesell und Blumenthal befaßt hatten. „Das Ziel jeder Währungspolitik — so erklärt der Bundesrat in der Antwort an den Grütliverein — muß die Festigung der Kaufkraft des Geldes sein." Vorderhand glaubt der Bundesrat dieses Ziel durch die Goldwährung zu erreichen. Die Geschichte der Goldwährung wie die oben angedeuteten Ueberlegungen zeigen aber, daß dies ein Ding der Unmöglichkeit ist. So wird der Stein, der nun einmal in Bewegung kam, im Rollen bleiben und seine Ruhe zweifellos erst finden, wenn das Ziel der Währungspolitik erreicht ist: die Festigung der Kaufkraft des Geldes.

In der Budgetbotschaft hat Herr Bundespräsident Musy, der als erster schweizerischer Bundesrat dem Zweifel an dem unbedingten Festhalten am Golde Ausdruck gegeben hat, die inhaltsschweren Worte geschrieben: „Das Geldproblem ist nicht nur von finanzieller Bedeutung, sondern von großer moralischer und sozialer Bedeutung." Noch ist diese Erkenntnis nicht Allgemeingut, aber sie verbreitet sich von Tag zu Tag mehr. -z-

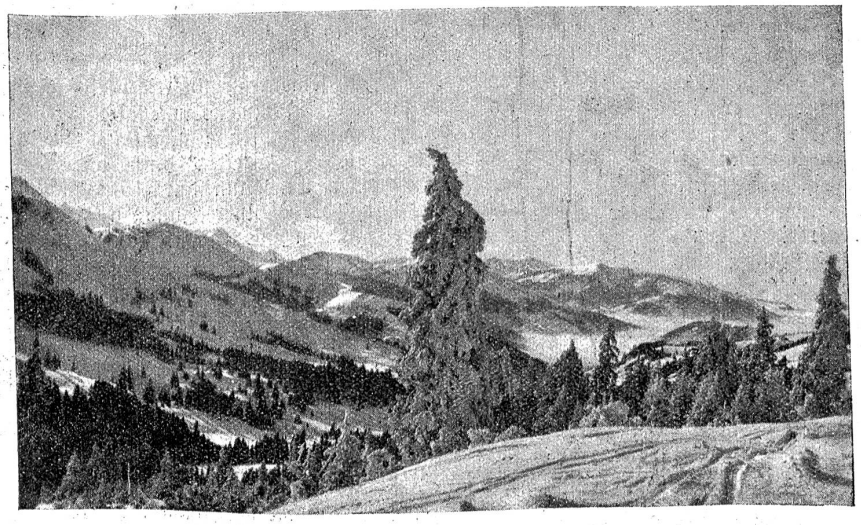
Das Gantristgebiet, früher und heute.

Schon viele Jahre sind verflossen, als einige Schulkameraden und ich zum erstenmal einen mehrtätigen Skiaufenthalt in einer Hütte im Gantristgebiet beschlossen. Skifahren und in eine Sennhütte, mitten im Winter, bei aller Kälte, das war etwas Neues, fast unfaßbar. Wir wollten aber das Neujahr einmal in den Bergen, in tiefster Stille und Einsamkeit feiern. Unsere Eltern waren darob nicht erbaut und es brauchte manche Unterredung, bis wir die Bewilligung hatten.

Wir versammelten uns Ende Dezember, es war ein rauher Tag, am Bahnhofbilletschalter. Schon hier wurden wir von allen Seiten bewundert und beguckt, denn es war wirklich nicht etwas gewöhnliches, Skifahrer mit rußiger Pfanne, mit Guitarren, Handorgel usw. zu sehen. Das schinierte uns aber wenig und bald saßen wir im „Schwarzenburgerli". Das hieß aber noch wenig, denn wenn man im „Schwarzenburgerli" saß, mußte bis Schwarzenburg noch allerlei erlebt werden. Heute, wo das „Bähnli" elektrisch geht, ist es kaum mehr zu erkennen, der Zug nimmt die verschiedenen Kurven und Steigungen gelassen und ruhig, ohne Müh und Not. Damals aber war es anders. Die Dampflokomotive hatte den größten Kampf mit dem Gewicht des Zuges und der Steigung auszufechten. Es heißt, daß sie nicht immer siegreich gewesen sei. Ruck um Ruck ging es vorwärts, der feurige Schlund der Maschine spie einen glühenden Sprühregen in das All hinaus und es war ein Wagnis, aus dem offenen Wagenfenster zu gucken. Und all die Witze, die regelmäßig im Zug zum besten gegeben wurden, erschwerten durch das übermäßige Lachen der Fahrgäste die mühsame Arbeit der Lokomotive noch mehr. Schließlich kamen wir aber doch wohlbehalten und munter an unserm Bestimmungsort an. Sofort erhielten wir die Skier aus dem Gepäckwagen und nach kurzer Vorsprache im „Geschirrlädeli" von Frau Vivian zogen wir mit frischem Mut und schweren Rucksäcken der Pfeiffe entgegen. Einige lustige Marschlieder stimmten wir an und Mülken lag bald hinter uns. Selten begegneten wir jemand auf der Straße und nur hie und da schaute uns mit offenem Mund eine staunende Bauerngruppe nach. Ganz schüchtern tuschelten sie über das Wunder und kamen nicht aus dem Staunen heraus. Der Wägske rief etwa noch: „spielet eis uf der Gige."

In Riffenmatt hielten wir eine kurze Rast. Alles Nötige wurde eingekauft, hauptsächlich ein Fuder Brot, denn junge Gymeler sind hungrige Kerle. Jetzt zogen wir die Skier an. Der Schnee lag sehr hoch, eine eisige Kälte herrschte. Bald waren die wenigen Menschenspuren auf der Straße verschwunden und mühsam bahnten wir Weg. Die Tannen waren tief verschneit, kein Laut war zu hören, eisige Ruhe herrschte, keine menschliche Spur war mehr zu sehen, kein Jauchzer ertönte, es machte uns jungen Leuten einen erhabenen Eindruck. Glücklich erreichten wir das „isige Brüggli" und freuten uns inmitten der großartigen Winterlandschaft einer Rast. Noch einmal eine Anstrengung, das „Kap der Stürme" war passiert und unsere liebe Selitalhütte lag vor uns.

Rasch waren die Neujahrstage vorbei. Kreuz und quer hatten wir das Gebiet durchstreift und von der Pfeiffe eine überwältigende Aussicht genossen. Selten



Gantristgebiet. Blick gegen die Freiburger Alpen.